



Deutsches Kolonial-Lexikon / hrsg. von Heinrich Schnee. – Leipzig : Quelle & Meyer 1920. – 3 Bde.

Das Deutsche Koloniallexikon lag bei Ausbruch des 1. Weltkrieges zum größten Teil gedruckt vor, bzw. war bereits gesetzt. Der erste Band sollte gerade erscheinen. Nach dem Krieg wurde das Lexikon ohne jede Veränderung veröffentlicht, da eine Neubearbeitung zu hohen Kosten und erneuten Verzögerungen geführt hätte. In der nun vorliegenden digitalisierten Form wurde das Original unverändert übernommen.

Im Internet: <http://www.ub.bildarchiv-dkg.uni-frankfurt.de/Bildprojekt/Lexikon/lexikon.htm>

Ausgewählte Auszüge:

Bondelswarts, Volksstamm in Deutsch-Südwestafrika, zu den südlichsten Hottentotten (s. d.) des Schutzgebiets gehörig. Zugleich ist er einer der Urstämme, d. h. er gehört zu denjenigen Gliedern der gelben Rasse, die bereits vor den Einwanderungen aus der Kapkolonie während der ersten Hälfte des 19. Jahrh. nördlich vom Oranjefluß ansässig waren. Beim Beginn der deutschen Herrschaft hatten die B. das Gebiet von Warmbad inne, und ihr Häuptling, Wilhelm Christian, durfte sich rühmen, wohl den stärksten aller selbständigen Stämme des Namalandes zu führen. Die B. erlangten später eine gewisse Berühmtheit dadurch, daß der Ausbruch des großen Hereroaufstandes (s. d.) wenigstens mittelbar mit ihnen in Zusammenhang stand. Unruhen, die mit der Ermordung eines deutschen Offiziers ihren Anfang nahmen, waren die Ursache, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil der Truppe fern vom Norden weilte, als dort im Anfang des Jahres 1904 die Erhebung der Schwarzen begann. Von Interesse ist auch, daß der später so berühmte Morenga, (s. d.) sich bereits unter den Rädelsführern im B.aufstande befunden hatte. Auch an der Ende 1904 beginnenden Erhebung der Naman (s. d.) gegen die deutsche Herrschaft waren die B. in ihrer ganzen Stärke beteiligt. Nach Beendigung des großen Krieges im Jahre 1907 hat man ihnen in ihrem bisherigen Gebiete Wohnsitze angewiesen.

Literatur: H. Schinz, Deutsch-Südwestafrika. Lpz. 1891. – K. Schwabe, Im deutschen Diamantenlande. Berl. 1910.

Herero (s. Tafel 64, 66). Die H., auch Ovaherero (s. d.) genannt, bildeten noch im Anfange des laufenden Jahrhunderts die Hauptbevölkerung des außertropischen Teiles von Deutsch-Südwestafrika. Während wir über die Herkunft mancher Völker innerhalb unseres Schutzgebietes so gut wie nichts wissen, ist es leicht, den H. die ihnen zukommende ethnographische Stellung zuzuweisen. Sie sind unzweifelhaft ein Glied der großen, das große afrikanische Süddreieck bewohnenden Banturasse, und diejenigen Forscher, welche auch den Osten Südafrikas kennen, werden nicht anstehen, eine nahe Verwandtschaft dieses Volkes mit den eigentlichen Kaffernvölkern anzunehmen. Die Einwanderung der H. in die zuletzt von ihnen besetzten Landschaften hat nach allgemeiner Annahme erst verhältnismäßig spät stattgefunden. Jedenfalls dürfte sie nicht vor der Mitte des 18. Jahrhunderts erfolgt sein, und man kann sie vielleicht als eine Folge des Rückstauens auffassen, den die vorwärts drängenden Bantustämme von Südostafrika durch das Zusammentreffen mit den Europäern der Kapkolonie erfuhren. Schließlich ist der Zeitpunkt dieses Vorrückens weniger wichtig als die Tatsache des Zusammentreffens mit der völlig andersgearteten hottentottischen Rasse, eine unmittelbare Folge jener H.wanderung. Die zuletzt, d.h. im Beginn der deutschen Herrschaft von den H. bewohnten bzw. gelegentlich als Weideland benutzten Gebiete sind nicht mit dem Lande identisch, wie sie es durch längere Besetzung als ihr Eigentum immerhin beanspruchen durften. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war der Swakop unterhalb Otjikango nicht in den

Händen dieses Volkes, ebenso wenig das Gebiet oberhalb Otjiseva, das sie auch vordem wohl nur zeitweilig aufgesucht hatten. Die hier und anderwärts vorhandenen hottentottischen Ortsnamen beweisen jedenfalls, daß die H. nur vorübergehend hier aufgetreten sein können.

Körperlich nähert sich der H. in vieler Hinsicht den Kaffern Südostafrikas. Groß, oft herkulisch gebaut, zeichnet er sich wie jene durch eine mehr schokoladenbraune als tiefschwarze Hautfarbe und durch nicht übermäßig negerhafte Gesichtszüge aus. Wie für den südöstlichen Bantu ist auch für den H. die Häufigkeit schärfer geschnittener Gesichtszüge bezeichnend, die auf einen weit zurückliegenden Zusammenhang mit hamitischen Elementen deuten könnten. Auch ein ziemlich helles Braun kommt nicht selten zur Beobachtung. Bei den Owambandjeru, dem östlichen Zweige der H., soll diese Farbe etwas häufiger vorkommen. Die geistige Befähigung des H. ist durchaus nicht gering. Auch in dieser Hinsicht gehören sie zu den hochstehenden Bantu. Weniger lobenswert ist ihr Charakter. Hochmut, Geiz und eine bis zur Frechheit gehende Anmaßung ist den Leuten von Natur eigen gewesen, solange sie noch als selbständiges Volk gelten konnten. Schlimmer als diese Eigenschaften und als die Habgier und der Hang zur Unwahrhaftigkeit sind die grausamen Instinkte, die dem Volke in fast all seinen Vertretern innewohnen. Wie der H. einen Hund in abscheulichster Weise zu quälen vermochte, so wurde er dem gefangenen Feinde gegenüber zur blutdürstigen Bestie. Die Martern, welchen selbst Frauen und Kinder während der Hottentottenkriege ausgesetzt wurden, suchten ihresgleichen, und der Haß, mit dem der H. seines Feindes gedachte, kam sowohl dem gelben Volke wie den Weißen gegenüber in teuflischer Verräterei zum Ausbruch. Es ist dem entschiedensten Verteidiger des Volkes nicht möglich, diese Blutgier und die wilde Grausamkeit zu bestreiten, deren es sich so oft schuldig gemacht hat. Sie hat überall Ausschreitungen schlimmster Art zur Folge gehabt, wo sich Bantu und fremde Rassen im Kampfe begegneten.

Bei den vielen schlechten Eigenschaften der H. war die Arbeit der Mission unter ihnen besonders schwer, und wenn man bedenkt, daß ihr doch manche Besserung früherer Zustände gelungen ist, so muß man dies um so mehr anerkennen als selbst manche Missionare der älteren Zeit an dem Erfolge der Arbeit unter diesem Volke fast verzweifelten. Den erwähnten schlechten Eigenschaften stehen indessen auch einige gute gegenüber. Dahin gehört eine gewisse Gastfreiheit, vor allem aber die Sorgfalt, mit der das Volk für seine Herden sorgte. Für die Rinder arbeitete der H., wenn es sein mußte, Tag und Nacht, an seinen Tieren hing er mit einer Art von persönlicher Anhänglichkeit, und um einen verloren gegangenen Ochsen wieder zu erlangen, nahm er ohne Murren die größten Strapazen auf sich. Für den Europäer zu arbeiten, ließ sich freilich auch der ärmere H. nur in Ausnahmefällen bewegen.

In ihrem Äußeren hatten sich die im Süden ihres Landes wohnenden H. wenigstens in den größeren Orten längst den Weißen angepaßt, als die Besiedelung einsetzte. Im Felde war indessen ihre alte Kleidung noch oft zu erblicken, bei den Männern vornehmlich aus einem Schurz aus Lederriemen, bei den Frauen neben dem Schurz hauptsächlich aus einem mit einer merkwürdigen, dreispitzigen Lederhaube verbundenen Überwurf bestehend (s. Tafel 66 Abb. 9), zu dem sich bei vielen Leibchen aus Straußeneierschalen (s. Tafel 66 Abb. 10) und schwere Bein- und Armringe (s. Tafel 66 Abb. 11) gesellten. Wichtiger war, daß die alte Wehr, aus Lanzen, Wurfspeeren (s. Tafel 66 Abb. 13) und dem Kirri, der kurzen, aber gefährlichen Wurfkeule bestehend, in immer stärkerem Maße den, teilweise ganz modernen, Feuerwaffen gewichen war, ehe die Regierung die Macht besaß, eine Entwaffnung oder auch nur eine wirksame Sperre weiterer Waffen- und Munitionseinfuhr durchzuführen. Diese Veränderung in dem Kulturbesitz des Volkes hat sich später bitter an uns gerächt. Daß die alte Kleidung fast ganz aus Leder bestand, nimmt bei einem so begeisterten Volk von Viehzüchtern und der ganzen Landesausstattung nicht wunder. Auch das Beschmieren und Tränken aller dieser Lederteile mit Ocker und Fett findet seine Erklärung sehr wohl im Klima. Die Haut bleibt dadurch fortwährend geschmeidig und wird zudem vom Staube nicht gereizt, was sonst leicht häßliche und nicht ungefährliche Hautkrankheiten, Ausschläge u. dgl. nach sich ziehen wür-

de. Der seltsame Kopfschmuck mit den drei „Eselsohren“ wird vom weiblichen Geschlecht von der Verheiratung an getragen. Zu den Scheibchen aus Straußeneischalen treten oft und gern Schnüre aus polyedrischen Eisenperlen verschiedener Größe, so daß das Gewicht eines solchen Mieders auf 20 Pfd. und mehr steigen kann. Die Ringsätze aus Eisenperlen für Unterarm und Unterschenkel nahmen früher oft eine Ausdehnung an, daß sie jene Gliedmaßen fast ganz umhüllten.

Der Speer ist in seinen schönsten Typen aus Eisen hergestellt, wobei der Schaft mit einem buschigen Rinderschweif überzogen ist. Ihrer Unhandlichkeit und Schwere wegen kann eine solche Waffe kaum je bei Kampf und Jagd verwendet worden sein, wird vielmehr als Schau- und Prunkwaffe gedient haben.

Das Inventar der bienenkorbformigen Hütten ist im allgemeinen nicht reichhaltig; am mannigfaltigsten erscheint noch der Hausrat, soweit er auf die Gewinnung, Aufbewahrung und Verwendung der Milch Bezug hat. Die großen und kleinen Holzgefäße, die einen besonderen Stil offenbarenden Löffel (s. Tafel 66 Abb. 15), die Trichter, kurz alles wird von den Leuten selbst mit Hilfe gebogener Messer aus dem Vollen geschnitzt. Die Flechtkunst liefert dahingegen nichts Hervorragendes; neben sehr geräumigen Tragkörben primitivster Technik (s. Tafel 66 Abb. 12), die zur Aufnahme der Wassergefäße und sonstiger Kleinigkeiten bestimmt sind, finden sich jedoch auch besser und feiner geflochtene Gefäße, neben denen sehr große Kochtöpfe aus Ton, Lederbeutel mit Fett, andere Behälter mit Schmucksachen, die erwähnten Schnitzmesser, Buchubehälter und einiges andere mehr das gesamte Inventar bilden. Buchu ist das für ganz Südafrika charakteristische, aus stark aromatisch riechenden Kräutern zusammengesetzte kosmetische Pulver, ohne das kein Volksgenöß auskommt, das auf alle Körperteile gestreut wird und das die Hottentottenfrauen nach L. Schultze selbst in die Vulva einführen. Tafel 66 Abb. 18 stellt ein solches Buchubüchsen aus Schildkrötenschale dar. Sie ist mit Harz abgedichtet und mit Schnurbehang versehen.

Eigentümliche Anschauungen über das Eigentumsrecht an Grund und Boden, die nach Ansicht der H. Besitz des Stammes waren, haben sicherlich viel zu der Entstehung der späteren Konflikte beigetragen. Der H. begriff nicht, daß ein Gebiet, in das er seine Rinder zur Weide trieb, ihm nun mit einem Male verschlossen sein sollte. Aus solcher Regung heraus, die ihm schließlich der infolge seiner Erziehung anders denkende Europäer nicht verübeln kann und aus der wachsenden Erkenntnis heraus, daß es eines Tages mit der gewohnten Freiheit der ungeschmälernten Weidenutzung für seine über alles geliebten Rinderherden vorbei sein werde, mag sich ein gut Teil des Hasses gegen die Weißen erklären. Hier standen sich eben nicht nur zwei Rassen, sondern, was man in Europa gar nicht beachtet hat, zwei Weltanschauungen gegenüber, diejenige des fortgeschrittenen Kulturmenschen mit seinem ausgeprägten Individualismus und die naivsozialistische des Hirtenvolkes. Diese mußte im Interesse des Landes unterliegen, daran darf auch derjenige nicht Kritik üben, der sich voll auf die Seite der Eingeborenenrechte stellt. Eine gewisse Tragik in dem Untergange des Hererovolkes als solchem wird man gleichwohl zugeben müssen; sie ist eben in jenem Gegensatz der Anschauungen begründet.

Zum Verständnis der früheren Zeiten mag noch einer Charaktereigenschaft oder besser eines Mangels gedacht werden, dessen man sich, unter dem Eindruck des Niederringens des großen Aufstandes (s. Hereroaufstand), in Deutschland nicht recht bewußt ist. Der H. ist von Haus aus trotz der oben gestreiften Eigenschaften weder eine kriegerische Natur noch überhaupt von besonderem Mute beseelt. Die von der Verzweiflung eingegebenen Taten während jener schweren Tage dürfen nicht als Beweis für das Gegenteil angezogen werden; die früheren Zeiten haben die unkriegerische Art dieses Hirtenvolkes zur Genüge erkennen lassen, und jetzt, nachdem ihre Selbständigkeit aufgehört hat, darf man gerade um dieser Eigenschaft willen annehmen, daß sich die Herero mit der Zeit zu einer guten und die Entwicklung des Landes in ihrer Art fördernden Arbeiterbevölkerung werden erziehen lassen, was beim

Hottentotten schon wegen der entgegen gesetzten Veranlagung, die sich in der viel zäheren Art des kriegerischen Widerstandes offenbarte, ziemlich ausgeschlossen erscheint.

Die H. scheinen ursprünglich aus zwei Stämmen hervorgegangen zu sein, dem eigentlichen Stammvolke und den im Osten ihres früheren Landes wohnenden Ovambandjeru (s. d.). Die sog. Owatjimba dagegen, die sich in einigen Gegenden des Schutzgebietes fanden, werden von manchen lediglich als eine verarmte Klasse der wirklichen H. angesehen. Über die Sprache der H. s. Hererosprache. S. a. Hereroaufstand.

Literatur: H. Schinz, Deutsch-Südwestafrika. Lpz. 1891. – H. v. François, Nama und Damara. Magdebg. – K. Schwabe, Im deutschen Diamantenlande. Berl. 1910. – Mehr vom Missionsstandpunkte aus: I. Irle, Die Herero. Gütersloh 1906.

Hereroaufstand. Der IL war der schwerste Eingeborenenaufstand im Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika seit der Besitzergreifung, dem sich in unmittelbarer Folge der Hottentottenaufstand anschloß. Er kam ganz überraschend im Januar 1904 zum Ausbruch, während der größte Teil der Schutztruppe infolge der im Herbst 1903 bei den Bondelswarts (s.d.) ausgebrochenen Unruhen sich im äußersten Süden befand. Die Ursache zum H. ist vornehmlich in der freiheitsliebenden, selbstbewußten Art der Herero zu erblicken, die sich mit dem Fortschreiten der Kultur immer mehr in ihrer Unabhängigkeit bedroht fühlten und deshalb zum äußersten Widerstand gegen jeden kolonisierenden Eindringling fest entschlossen waren (s. Herero). Die Erhebung begann mit der ziemlich gleichzeitigen Ermordung aller Weißen im mittleren Schutzgebiet – mit Ausnahme der Engländer, Missionare und Buren –, Plünderung der Farmen und Viehdiebstählen. Die erste Hilfe brachte die aus dem Süden herbeieilende Kompanie Franke (s. d.), welche die von den Hereros eingeschlossenen Plätze Okahandja und Omaruru entsetzte, sowie das Landungskorps S. M. S. „Habicht“. Aus der Heimat wurde sofort ein Marine-Expeditionskorps als erste Verstärkung hinaus geschickt, sowie weitere Verstärkungen der Schutztruppe in die Wege geleitet. Trotz einer Reihe glücklicher Gefechte bei Otjihinamaparero am 25. Febr. 1904, bei Onganjira am 9. April 1904 und Oviumbo am 13. April 1904 gelang es mit den zunächst hinaus geschickten Streitkräften nicht, den Aufstand zu unterdrücken. Erst nach weiterer Verstärkung und Neugliederung der Schutztruppe unter dem Oberbefehl des Generalleutnants v. Trotha (s. d.) wurde der zähe Widerstand der Hereros in dem Entscheidungskampf am Waterberg am 11. Aug. 1904 gebrochen. Ihre Flucht in das Sandfeld, wo sie dem Tode des Verdurstens preisgegeben waren, vollendete ihr Schicksal.

Noch während ihrer Verfolgung in das Sandfeld brach im Oktober 1904 ein allgemeiner Aufstand der Hottentottenstämme aus. Seine Entstehung ist auf dieselben allgemeinen Ursachen zurückzuführen, die auch den Ausbruch des Hereroaufstandes veranlaßten. Die Niederwerfung dieses Aufstandes war infolge der größeren Kriegstüchtigkeit der Hottentotten bei weitem schwieriger, zeitraubender und verlustreicher. Nachdem sich die Hottentotten anfangs noch in geschlossenen Stämmen zum Kampf gestellt hatten, verlegten sie sich später auf den Kleinkrieg, in dem sie Meister waren. Erst im Dezember 1906 erreichten die Kämpfe durch den Frieden zu Ukamas, in dem sich auch der Stamm der Bondelswarts-Hottentotten unterwarf und die Gewehre abgab, ihr Ende, so daß am 31. März 1907 der Kriegszustand aufgehoben werden konnte. In den beiden Aufständen verlor die Schutztruppe durch Gefechtsverluste und Unglücksfälle 752 Tote bzw. Vermißte – darunter 62 Offiziere, Sanitätsoffiziere, Beamte – und 907 Verwundete – darunter 89 Offiziere usw. Besonders verlustreich für die Truppe waren die Gefechte bei Gr.-Nabas am 2./4. Jan. 1905 und bei Hartebeestmund am 24. Okt. 1905. Krankheiten erlagen insgesamt 659 – darunter 26 Offiziere usw. Der letzte nach dem Friedensschluß noch im Felde stehende Stamm der Simon Copper-Hottentotten wurde am 16. März 1908 in dem Gefecht bei Seatsub inmitten der Kalahari von dem Expeditionskorps des Hauptmanns v. Erckert (s. d.) entscheidend geschlagen und später jenseits der Kalahari auf englischem Gebiet angesiedelt.

Literatur: Großer Generalstab, Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. – Admiralstab, Das Marine-Expeditionskorps in Südwestafrika während des Hereroaufstandes. Berl. 1907, Mittler & Sohn. – Bayer, Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika. Berl. 1909, W. Weichter. – K. Schwabe, Der Krieg in Südwestafrika 1904-1906. Berl. 1907, C. A. Weller.

Hottentotten (s. Tafel 65, 66, 183). Die H. nennen sich selbst Koikoin, was soviel wie Menschen bedeutet. Als Naman faßt man dagegen jetzt am besten alle H.Stämme von Deutsch-Südwestafrika zusammen, obwohl diese Bezeichnung ursprünglich wohl nur für die vor 1800 dort vorhandenen Hottentotten galt. Das sonderbare Wort „Hottentott“ hat man meist als einen holländischen Spottnamen bezeichnen wollen, doch finden sich auch Erklärungen, nach denen es fremden, selbst nordafrikanischen Ursprunges (Hadendoa!) sein sollte.

Über die Herkunft der H. gehen die Ansichten ebenso sehr auseinander wie über diejenige der Buschmänner (s. d.). In einem freilich stimmen alle Forscher überein, in der Auffassung, daß wir das Volk, wie es sich uns in seiner Stellung unter den südafrikanischen Einwohnern darstellt, heute durchaus als eigene Rasse ansehen müssen. Dem Bantu, ja dem Neger überhaupt, steht es jedenfalls ebenso fern wie dem Europäer. Immerhin ist es von Interesse, die Ansichten über seine Herkunft zu kennen, wie es ja selbst zu den interessantesten Resten einer sich auflösenden Menschenwelt gehört. Während einige aus dem mongolenähnlichen Aussehen der gelben Rasse Südafrikas auf eine Verwandtschaft mit den Malaio-Mongolen Südostasiens schließen wollen, sehen andere in ihnen eine im Süden des Weltteils selbst herangebildete Urbevölkerung, wieder andere das Erzeugnis der Mischung einer höher stehenden hellfarbigen Rasse mit den als Urbewohnern betrachteten Buschmännern. Neuerdings dagegen bricht sich abermals die Ansicht Bahn, die gerade von den älteren Forschern vertreten wurde und nach der die H. eine nahe, wenn auch durch äußerliche Veränderungen verdunkelte Verwandtschaft mit den Hamiten (s. d.) Nordafrikas besitzen würden.

Von geschichtlichen Tatsachen sind wir erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit unterrichtet. So viel steht fest, daß die Naman bereits im 17. Jahrh. den Nordwesten des südafrikanischen Hottentottengebiets bewohnen, und da wir sie bereits um die Mitte des 16. Jahrh. im Norden des Schutzgebiets im Kampfe mit den eindringenden Bantu finden, so ist in der Tat anzunehmen, daß sie die, historisch gesprochen, ursprünglichen Herren des Hauptteiles von Südwestafrika sind.

Die heutigen Naman sind indessen kein Volk von einheitlicher Zusammensetzung. Sie sind vielmehr aus der Vereinigung zweier verschiedener Zweige der hottentottischen Rasse hervorgegangen. Die echten Naman, die man als die im Schutzgebiet ansässigen Urstämme bezeichnen kann, und auf die die Bezeichnung Naman (s. d.) im engeren Sinne angewandt wird, wurden indessen in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. von Einwanderern aus dem Kaplande, den sog. Orlamstämmen, überflutet und teilweise aus ihren früheren Sitzen verdrängt. Diese sind es weiterhin gewesen, die die Macht im Lande an sich rissen und so lange behaupteten, bis ihrer Selbständigkeit durch die kriegerischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte nach und nach ein Ende gemacht wurde.

Die äußere Erscheinung des H. wird von der Häßlichkeit des Gesichts beherrscht. Platte Nasen von großer Breite, zwinkernde Augen mit oft, schief gestellter Lidspalte, bei den älteren Leuten Falten in der Haut und ein durch Wulstlippen verunzierter Mund vereinigen sich zu einem nicht gerade anziehenden Bilde, das bei alten Frauen bisweilen förmlich an einen Totenkopf erinnert (s. Tafel 65). Merkwürdige Bildungen bei den Frauen treten hinzu, das Äußere noch fremdartiger erscheinen zu lassen, besonders die Steatopygie (s. d. u. Tafel 183), jene sonderbare Entwicklung des Gesäßes zu einer überwuchernden Größe und die sog. Hottentottenschürze (s. d.). Dem gegenüber steht die Zierlichkeit der Hände und Füße selbst bei den Männern. Die Behaarung ist ebenfalls recht eigentümlich; sie ist am Körper sehr spärlich, auf dem Kopf ebenfalls nur kurz und zu kleinen Büscheln verfilzt, die dann den Eindruck einzeln stehender Büschel machen. Daher die Bezeichnung „Pepperkopp“ (mit Pfeffer-

körnern bestreuter Kopf), wie sie die Buren auf viele H. anwandten. Die Hautfarbe wechselt zwischen einem fahlen Gelb und einem rötlichen Gelb, sticht also in auffallender Weise gegen die Hautfarbe der Bantu sowohl wie der Bergdamara (s. d.) ab. Die Bezeichnung der H. als „Schwarze“, der man bisweilen selbst im Lande begegnen kann, ist deshalb falsch und durchaus irreführend.

Ein Merkmal fast aller H. ist die geringe Körpergröße, die auch bei den Männern nur selten über 165 cm hinausgeht. Fehlt ihnen einerseits die Kraft des hoch gewachsenen Kaffern, so übertreffen sie diesen noch durch Zähigkeit und Ausdauer. Wohl von niemandem mehr wird die geistige Höhe der H. bestritten, die ihnen einen weit über dem Herero (s. d.) befindlichen ethnologischen Rang gewährleistet. Schon die höchst eigenartige, durch den Besitz von vier merkwürdigen Schnalzlauten ausgezeichnete Sprache (s. Hottentottensprachen) beweist in ihrer Entwicklung die außerordentliche Begabung dieser Rasse. Dazu kommt aber noch eine ganze Reihe von Beweisen für diese. Nicht nur, daß der H. sich dem bisweilen abstrakten Gedankengang des Europäers leichter anzupassen vermag als der Schwarze, sondern die Erzeugnisse seines eigenen Innenlebens beweisen, daß er zu den höchststehenden Eingeborenen von ganz Afrika zu zählen ist. Die geistige Befähigung des H. zeigt sich nicht etwa nur in der Aneignung, obwohl er auch in dieser Beziehung sich vor den Bantu auszeichnet. Die bilderreiche Sprache der Bibel erkennt man in manchen Ausführungen wieder, so in Kriegsansagen der Witboikapitäne und Briefen regsamer Naman. Aber auch die völlig selbständigen Leistungen sind hervorragend, namentlich in der Behandlung der Fabel. Selbst in unserem Sinne sind ferner manche Erzeugnisse des hottentottischen Geistes als in hohem Grade poetisch zu bezeichnen. Wiederum hängt die Entwicklung des Spürsinnes mit der Fähigkeit zusammen, sich in die eigenartige Natur des Landes völlig einzuleben. Die Sagenwelt des Volkes – von einer solchen kann man mit gutem Recht sprechen – erinnerte schon einen Peschel in manchen Anklängen an die entsprechende Mythologie der Mittelmeervölker. Den Charakter der H. lediglich nach dem Verhalten der heruntergekommenen Stämme in den letzten Jahrzehnten beurteilen zu wollen, wäre durchaus verkehrt. Wankelmüt, Unzuverlässigkeit, Verlogenheit waren wohl von je üble Eigenschaften der Rasse. Diesen und anderen Schattenseiten standen und stehen indessen in vielen Fällen auch noch heute Charakterseiten gegenüber, die wir beim Herero nicht finden. Zwar die sittlichen Anschauungen einer früheren Zeit haben durch gewisse verderbliche Einflüsse der Kultur gelitten, aber immer noch nimmt die Frau eine höhere Stellung ein als beim Bantu, und immer noch ist die Achtung vor den Eltern und Großeltern eine schöne Seite des hottentottischen Familienlebens. Freude am Krieg um seiner selbst willen, ja selbst die sich in Raubzügen entladende Lust an einem abenteuerlichen Leben sind zwar eher mit gleichartigen Auffassungen des europäischen Mittelalters als mit unseren heutigen Anschauungen in Einklang zu bringen, sie berechtigen aber darum ebenso wenig zu einem Verdammungsurteil einem Volke gegenüber, dem diese neuzeitigen Anschauungen eben noch fremd geblieben sind. Vielmehr muß den Naman zugebilligt werden, daß eine gewisse Ritterlichkeit der Anschauung, ja daß ein ganz modernes soldatisches Denken ihnen in vielen Fällen noch bis in die letzten Jahrzehnte nachgerühmt werden konnte, und daß wirklicher Mut und persönliche Tapferkeit dies Volk auf das vorteilhafteste von dem Herero unterscheiden, dem diese Eigenschaften keineswegs angeboren sind.

Andererseits erliegt der H. den Versuchungen, mit denen ihn die so überraschend über ihn gekommene Kultur der weißen Rasse bedroht, schneller und nachhaltiger als der Bantu, die Lebenskraft der gelben Rasse wird auf diese Weise schnell untergraben, und wie sie schon ihre politische, Selbständigkeit verloren haben, so werden sie auch ihre wirtschaftliche nach und nach einbüßen. Mit der äußeren Umwandlung, die sich in Kleidung und Sitten vollzog, wird auch die innere aus einer ehemals herrschenden zu einer dienenden Klasse sich in absehbarer Zeit an allen Naman vollziehen.

Die ursprüngliche Kultur war in Äußerlichkeiten wie etwa in der Kleidung, in Bewaffnung usw. schon zur Zeit der Besitzergreifung in größerem Umfange als bei den Herero europäi-

schem Einflüsse gewichen. Doch hat das Volk sich in Einzelheiten eine beachtenswerte Geschicklichkeit gewahrt, wie sie sich in manchen Arbeiten, z. B. in der Herstellung von kunstvoll genähten Felldecken, sog. Karossen (s. d.), noch heute bekundet. Unter dem Einflusse der Europäerkultur neu hinzu erworbene Fähigkeiten zeigen abermals die Begabung der Naman auch für die äußerlichen Angelegenheiten des Lebens. Denn wie sie es auf der einen Seite in der Handhabung des südafrikanischen Ochsenwagens und in der Behandlung der Gespanne zu großer Geschicklichkeit gebracht haben, so waren sie gewandte Reiter und Meister in der Behandlung der Feuerwaffen geworden.

Der hier geschilderten Veranlagung der gelbhäutigen Bevölkerung von Südwestafrika ist es auch wohl zu danken, daß die unter ihr tätige Mission leichtere Arbeit hatte als unter den Herero. Ein nicht geringer Prozentsatz der Naman war schon zur Zeit der Besitzergreifung getauft, und wenn es auch mehr die Äußerlichkeiten der christlichen Weltanschauung als deren innerer Gehalt war, was sie sich aneigneten, so war selbst dies Wenige als ein Kulturfaktor wirksam. Auch der von den Missionaren eingeführte Schulunterricht hat unter den H. von jeher größere Erfolge gezeitigt als unter den Herero. Die ursprüngliche Wirtschaftsform der H. beruht auf dem Sammeln, dem Jagen und der Viehwirtschaft. Während den Küstenhottentotten das Fleisch der Robben, Pinguine, Delphine und Seevögel, Muscheln und Schnecken als Grundlage der Nahrung diente (und zum Teil noch dient), sucht der verarmte Binnenlandhottentott sich alles dessen zu versichern, was da kreucht und fleucht; er verschmäht weder Mäuse und Eidechsen, noch Insekten, Käfer, Larven, Termiten usw. Unter den Vierfüßern liefern die verschiedenen Antilopen und das Schlachtvieh die Hauptnahrung. Jedoch erfreut sich der höchsten Schätzung die Milch, die er kuhwarm oder abgekühlt mit verschiedenen Vegetabilien versetzt und eben nur angesäuert oder dick und sauer geworden genießt. Das Buttern geschieht in der Weise, daß die saure Milch aus einem Holzeimer in eine Kalebasse gegossen wird. Diese Kürbisflasche, deren enge Öffnung mit einem Holzpfropfen verschlossen wird (s. Tafel 66 Abb. 3), rollt man dann in schräger Stellung auf einer weichen, meist aus Fellen hergestellten Unterlage. Das geschieht nach L. Schultze in greller Sonne oder in der Nähe des Feuers. Nach etwa dreistündigem Rollen wird die Kalebasse zum Schluß so langsam bewegt, daß die Butter sich langsam oben sammeln kann. Dann wird die Flüssigkeit abgegossen und getrunken, während die Butter in einem Holzeimer aufgehäuft wird. Sie wird frisch oder ausgebraten genossen.

Innerhalb der pflanzlichen Nahrung stehen Knollen und Feldzwiebeln an erster Stelle; sodann des Wasserreichtums ihres Fleisches wegen und ob des Nährgehalts der Kerne die Früchte der Nara, des Rasenkibusches und des Schwarzebenholzbaumes. Die Topnaars im Gebiet der Walfischbai leben direkt einen großen Teil des Jahres von der Nara (*Acanthosycios horrida* Welw.), nach der sie auch ihren Stammesnamen naranin erhalten haben. Mit Knochenmessern von der Art des in Tafel 66 Abb. 2 wiedergegebenen halbiert man die kindskopfgröße Frucht, die man in Zeiten des Überflusses roh verspeist, während man sie für gewöhnlich als Konserve zubereitet. Man schneidet zu dem Zwecke die ausgeschälte Frucht in walnußgroße Stücke und kocht diese, bei nicht völliger Reife mit Wasserzusatz, sonst nur mit etwas Fett, zu Mus. Dann gießt man die heiße Masse auf ein Sieb, das Binsenkörbchen (s. Tafel 66 Abb. 4), das so lange am starken Henkel auf und niedergeschüttelt wird, bis der schwefel- oder braungelbe Brei durchgegangen ist. Der Brei wird auf eine Düne gegossen, nachdem ihm zuvor im Sand ein schwach geneigtes Lager geglättet worden ist.

Genußmittel sind in erster Linie der Tabak, sodann der Hanf. Auch der Alkohol war den H. von Haus aus in der Form des Honigbieres bekannt. Den Honig der wilden afrikanischen Honigbiene holt sich der Hottentotte mit Hilfe eines langen fingerdicken Stäbchens, mit dem er die Felsenhöhlen und hohlen Bäume sondiert, und eines Hakenstockes von der Form des in Tafel 66 Abb. 1 wiedergegebenen aus dem Bienenbau heraus.

Die Jagd der H. hat mit der Einführung der Feuerwaffen und des Pferdes europäischen Anstrich angenommen. Trotzdem bestehen noch Reste der alten Methoden genug, vor allem der

Fang mit Hilfe von Fallgruben und Fallen. Jene werden gern für Zebras angewendet. Schwere, aus Steinen errichtete Fallen stellt man für Schakale und Hyänen her. Schwippgalgen, wie L. Schultze diese Fallenart nennt, stellt man zum Fang kleiner Antilopen und Klippschliefer auf. Noch feiner konstruiert sind schließlich die für den Fang des Stachelschweins und kleinerer Säugetiere, wie der Mäuse, bestimmten Schlagfallen, wie Tafel 66 Abb. 5 eine darstellt. Der Mechanismus ist ohne weiteres verständlich, sobald man weiß, daß es genügt, wenn das betreffende Tier durch seine Suche nach dem Köder den Horizontalstab aus seiner Lage bringt. Dann wird das kleine vertikale Spannstäbchen entspannt; es schlägt herum und macht damit auch das oberste, zwischen Steinplatte und Stützstab eingeklemmte Stäbchen frei. Der Stein schlägt mit Wucht hernieder und begräbt das Tier unter seinem Gewicht.

In der Medizin der H. bietet der Aderlaß mit nachfolgendem Schröpfen das Universalmittel gegen jede auch nur einigermaßen lokalisierte Beschwerde. Als Schröpfkopf dient ein Kalb- oder Ziegenhorn, das durch Kappen der Spitze auch am freien Ende eine Öffnung erhält, die Saugöffnung, die der Schröpfende in den Mund nimmt (s. Tafel 66 Abb. 7). Die entgegengesetzte, ebenfalls glatt gefeilte, weitere Öffnung wird über den blutenden Einschnitt der Haut fest angedrückt, worauf der Saugakt mit dem Munde beginnt. Das blutgefüllte Horn entleert man in einen nassen Kuhmistfladen.

Die Zeiteinteilung der H. ist auf den Wechsel der Jahreszeiten, der Mondphasen und des täglichen Sonnenstandes begründet, doch schwindet die Erinnerung an diesen alten Kalender unter der Einwirkung der Europäer immer mehr zugunsten eines an die christliche Zeitrechnung angepaßten Kalenders. Dessen sichtbarer Vertreter ist das Brettchen (s. Tafel 66 Abb. 8), das etwa 10 cm lang und mit Löchern für die Wochen und die Monatsrechnung versehen ist. Jene findet sich mit 7 Löchern in der Mittellinie, während die 12 Monate auf den beiden Seiten angedeutet sind. Die Wochentage bezeichnet man durch ein Durchziehen des Riemens durch eines der Löcher, die Monate durch eingesteckte Pflöcke. Mit dem oberen Ende des Riemens befestigen die Weiber das Kalenderholz an der Halskette; die Männer tragen es gern auf dem Hute neben der flatternden Straußenfeder. Über die Sprache der H. s. Hottentottensprachen.

Literatur.: O. Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas. Breslau 1872. – J. Olpp, Angra Pequena und Groß-Nama-Land. Elberfeld 1884. – H. Schinz, Deutsch-Südwestafrika. Lpz. 1891. – H. v. François, Nama und Damara. – L. Schultze, Am Namaland und Kalahari. Jena 1907.

Leutwein, Theodor Gotthilf, Ksl. Generalmajor z. D. und früher Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika. Geb. 9. Mai 1849 zu Strümpfelbronn i. Bad., Offizier 1869, 1881/82 gr. Gen.-St., 1885 Hauptmann und Kompagniechef, 1887 Lehrer an der Kriegsschule Neiße, 1891 zur Kriegsschule Hersfeld, 1893 Major und nach Südwestafrika entsandt, 1895 Kommandeur der Schutztruppe daselbst und Landeshauptmann, 1898 Gouverneur, 1899 Oberstleutnant, 1901 Oberst, 1905 Generalmajor und mit Pension ausgeschieden, gleichzeitig auf seinen Antrag von der Stellung als Gouverneur enthoben, 1909 z. D., wohnt in Überlingen am Bodensee. 1894 Feldzug gegen Hendrik Witboi (s. d.), 1896 gegen Hereros (s. d.) und Kauashottentotten (s. d.), 1904 gegen Hereros (s. Hereroaufstand). L. schrieb neben militärischen Aufsätzen aus früherer Zeit: Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika, Berl. 1906; Die Konzessionsgesellschaften, Deutsche Revue, Aug. 1906; Zur Besiedlungsfrage, Deutsche Revue, Juni 1908.

Morenga, Mischling Deutsch-Südwestafrikas, der sich als einer der Aufwiegler bereits während des Bondelswartaufstandes im Jahre 1903 einen Namen gemacht hatte. Nach dessen Beendigung im Januar 1904 floh er auf englisches Gebiet, tauchte aber schon vor dem Beginn der großen Hottentottenerhebung noch in demselben Jahre wieder nördlich vom Oranjefluß auf. Zunächst in den Karasbergen, später im Grenzgebiete selbst, machte er den deutschen Truppen viel zu schaffen, bis er nach einer Niederlage in unmittelbarer Nähe der Grenze im Mai 1906 auf britischem Gebiet von der Kappolizei entwaftet wurde. Noch einmal, im Au-

gust 1907, versuchte er, den Aufstand aufs neue zu entflammen, wurde aber infolge des gemeinsamen Vorgehens der deutschen und englischen Regierung gegen ihn in Britisch-Betschuanaland gegen Ende desselben Jahres von britischen Truppen geschlagen und fand bei dieser Gelegenheit selbst seinen Tod. S. a. Hereroaufstand.

Literatur: K. Schwabe, Im deutschen Diamantenlande. Berl. 1910.

Naman, Pluralform der Stammesbezeichnung Nama (s. Hottentotten). Die eigentlichen N. sind die ursprünglich im Schutzgebiete Deutsch-Südwestafrika ansässigen Stämme der Topnaarhottentotten (s. d.), der Feldschuhträger (s. d.), der Fransmanhottentotten (s. d.), der Bondelswarts (s. d.) und der Roten Nation (s. d.), ferner die Tsaibschen Hottentotten (s. d.) und die Grootdooden. Neuerdings versteht man unter N. die sämtlichen hottentottischen Bewohner des Groß-Namalandes einschließlich der später zugewanderten Orlam-Stämme.

Trotha, Lothar von, Ksl. General d. Inf. z. D., geb. 31. Juli 1848 zu Magdeburg als Sohn des Obersten z. D. Thilo von Trotha, Trat am 24. Nov. 1865 beim 2. Garde - Regt. zu Fuß ein und wurde am 6. Aug. 1866 für Auszeichnung vor dem Feinde zum Sekondeleutnant befördert. Am Kriege 1870/71 nahm er im 2. Niederschlesischen Inf.-Regt. Nr. 47 mit Auszeichnung teil und erwarb sich das Eiserne Kreuz II. Klasse. Von 1894 – 1897 war T. zur Dienstleistung beim Auswärtigen Amt behufs Wahrnehmung der Stellung als Stellvertreter des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika und Kommandeur der Schutztruppe kommandiert und erwarb sich in dieser Stellung besondere Verdienste dadurch, daß es ihm gelang, den gefährlichen Waheheaufstand des Jahres 1896 zu unterdrücken. An der ostasiatischen Expedition während der Wirren in China 1900/01 nahm er als Kommandeur der 1. Ostasiatischen Inf.-Brig. teil. Im Jahre 1904 wurde er, inzwischen zum Generalleutnant und Kommandeur der 16. Division aufgerückt, anlässlich des Hereroaufstandes (s. d.) mit dem Kommando über die Truppen in Deutsch-Südwestafrika betraut. In kurzer Zeit gelang es ihm, die Hereros am Waterberg entscheidend zu schlagen und ihre Widerstandskraft endgültig zu brechen. Auch die Niederwerfung des Hottentottenaufstandes führte er so weit durch, daß mit der Gefangennahme der Trümmer der Witbois der gefährlichste Gegner aus dem Felde geschlagen war. Für seine Tätigkeit in Deutsch-Südwestafrika wurde T. mit dem Orden Pour le mérite ausgezeichnet. Durch A. K. – O. vom 21. Mai 1906 wurde er in Genehmigung seines Abschiedsgesuchs mit der gesetzlichen Pension zur Disposition gestellt.

Warmbad, südlichster Ort von Bedeutung innerhalb des Schutzgebietes Deutsch-Südwestafrika. Hauptort des gleichnamigen Verwaltungsbezirks. W. ist Post- und Telegraphenstation, Sitz eines Zollamtes, ferner Standort einer Kompagnie der Schutztruppe. Der Ort ist ferner Missionsstation und befindet sich im Besitz einer gut besuchten Schule für europäische Kinder. Seine große Bedeutung verdankt W. weniger seiner Umgebung – es befinden sich daselbst Quellen, die durch ihre hohe Temperatur weithin bekannt sind – als vielmehr seiner Lage. Von hier aus ist nicht allein die Grenze der Kapkolonie am schnellsten zu erreichen, sondern insofern auch an einer besonders günstigen Stelle, als sich die von Port Nolloth ausgehende Eisenbahn der sehr viel benutzten Übergangsstelle über den Oranje, Ramansdrift (s. d.) am meisten nähert. Ehe der Süden seine eigenen besseren Verbindungen mit dem Meere erhalten hatte, vermittelte W. nicht allein die Post, sondern zu gewissen Zeiten auch einen nicht unbeträchtlichen Teil des Handelsverkehrs des Groß-Namalandes. Selbst heute noch vermittelt in vierzehntägigen Zwischenräumen eine Reitpost den Verkehr des Ortes mit Ramansdrift. W. ist bereits sehr früh in Beziehungen zur europäischen Kultur getreten. Schon vor etwa einem Jahrhundert legten deutsche Missionare, allerdings im Auftrage der Londoner Missionsgesellschaft, die Station an, die, 1834 von den Wesleyanern besetzt, 1867 von der Rheinischen Mission übernommen wurde. Militärische Bedeutung erhielt der Ort erst 1894, als Leutwein daselbst eine Station der Truppe begründete. Besonders gefährdet war es im Bondelswartaufstande des Jahres 1903.

Witboi, Hendrik, Name des letzten und zugleich des berühmtesten Führers des nach der Häuptlingsfamilie als W.hottentotten bezeichneten Stammes der Kowesin in Deutsch-Südwestafrika. Schon sein Vater, Moses W., lag im Kriege mit den Herero (s. d.), und als sein Sohn Hendrik nach seinem 1888 erfolgten Tode die Häuptlingswürde übernahm, setzte er den Kampf mit Erfolg fort. Er hatte Gibeon, den ursprünglichen Sitz der W.s, mit dem am Gansberg gelegenen Hoornkrans vertauscht, von wo aus er seine Züge gegen die Herero leichter auszuführen vermochte. Erst 1892, als er bereits ein Einschreiten der deutschen Truppe befürchten mußte, ließ er sich auf Verhandlungen mit dem Gegner ein, die schließlich zu einem Waffenstillstand zwischen dem schwarzen und dem gelben Volke führten. Da er aber immer noch zögerte, die deutsche Herrschaft bedingungslos anzuerkennen, griff ihn Major v. Francois (s. d.) am 12. April 1893 in seinem Raubnest Hoornkrans an. Indessen gelang es Hendrik, mit dem größten Teil seiner Leute zu entkommen, und nun begann der erste große Krieg der Truppe mit den Hottentotten, der unter großen Schwierigkeiten geführt werden mußte. Erst nach langen Mühen und unendlichen Strapazen und nach mehrfachen Verstärkungen gelang es dem Nachfolger K. v. Francois', dem Obersten Leutwein (s. d.), den Gegner in das unwegsame Gebiet der Naukluft (s. d.) abzudrängen, wo nach verschiedenen schweren Gefechten der zähe und gefährliche Feind am 9. Sept. 1894 sich zur Unterwerfung bereit finden ließ. Er wurde mit seinem Stamme nach Gibeon überführt, durfte aber mit ihnen die Waffen behalten und erhielt ein Jahresgehalt von der Regierung. Von nun an hielt Hendrik dem Reiche zunächst lange Zeit die versprochene Treue. Ja, seiner entschiedenen Stellungnahme und seiner tätigen Unterstützung war es in zwei verzweifelten Fällen zu danken, daß es nicht plötzlich zu einem allgemeinen Aufstande aller Eingeborenen kam. Das war sowohl 1896, während der Erhebung der Kauashottentotten (s. d.), und der Ovambandjeru (s. d.), der Fall, wie auch im Beginn der großen Hereroerhebung im Januar 1904 (s. Hereroaufstand). Fraglos hätten im entgegen gesetzten Falle sich alle Namastämme gleichzeitig erhoben, und der Verlauf der Kämpfe wäre ohne Zweifel dann ein anderer gewesen, als es geschah. Dann aber, Anfang Oktober 1904, kam es dennoch zu dem Abfall Hendriks von den Deutschen, dessen innere Gründe wohl niemals mehr recht erklärt werden dürften. In dem nun folgenden zweiten Abschnitt des großen Eingeborenenkrieges ist er dann in einem Gefecht am 29. Okt. 1905 bei Fahlgras gefallen.

Der Charakter dieses berühmtesten unter allen Eingeborenen von Südwestafrika, der selbst seinem Landsmann Jonker Afrikaaner (s. d.) an Bedeutung beinahe gleichkam, ist schwer zu enträtseln. Ein Gemisch von europäischer und hottentottischer Denkweise, ein Zug von an feudale Zeiten erinnernder Romantik, gepaart mit einem lebhaft entwickelten praktischen Sinn, dazu eine unverkennbare Herrschaft über Willen und Gemüt seiner Leute zeichnete diesen Mann aus, der dazu noch in rein militärischer Hinsicht die meisten Hottentottenführer übertraf. Sicher ist in seinem Innern der Haß gegen die alten Bedränger seines Volkes, die Herero, stets stärker gewesen als der gegen die Weißen. Und wenn man auch zugeben muß, daß er fallen mußte, wenn anders das Schutzgebiet auf die Dauer als befriedet gelten sollte, so wohnt dem Lebensgange dieses letzten „Königs von Namaland“, wie er sich selbst gerne nannte, infolge seiner die Hererohäuptlinge an Geist und Fähigkeiten weit überragenden Persönlichkeit eine viel ergreifendere Tragik inne als dem Ende der Selbständigkeit des Hererovolkes. Er war der letzte Vertreter derjenigen Hottentotten, die noch einige der auch nach europäischen Begriffen aner kennenswerten Eigenschaften in eine Zeit der allgemeinen Auflösung der Rasse mit hinübergerettet hatten. S. a. Hottentotten.

Literatur: K. Dove, *Südwestafrika, Kriegs- und Friedensbilder aus der ersten deutschen Kolonie*. Berl. 1896. – H. v. Francois, *Nama und Damara*. Magdebg. – K. Schwabe, *Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika*. 2. Aufl., Berl. 1904. – Ders., *Im deutschen Diamantenslande*. Berl. 1909. – Th. Leutwein, *Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika*. Berl. 1908.